

Vor 30 Jahren – und heute?



Anna Margarethe Krätschell¹

In ihrem Buch „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf, heißt es in den ersten Sätzen: *„Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.“*²

Wie wahr!!! Das Vergangene ist nicht tot. Es hat die Welt in unabsehbarer Weise verändert. Wir Ostdeutschen haben allerdings ein doppeltes Problem mit der Vergangenheit: Wir haben eine junge (30-jährige, 1989–2019) und eine alte (40-jährige, 1949–1989) Vergangenheit – und beide sind gleichzeitig wirksam und können verschiedener nicht sein. Das macht das Ankommen und Zusammenwachsen so schwierig. Leider wurde uns die alte Vergangenheit – unser intensiv gelebtes Leben – unter den Füßen weggezogen, zur Karikatur erhoben und entwertet, und umso weniger wollen und dürfen wir uns von ihr abtrennen. Würden wir uns doch von unseren besten Kräften abtrennen. Schließlich haben die Ostdeutschen die Mauer zum Einsturz gebracht. Woher kam die Kraft, der Mut, die Fähigkeit zur Gewaltfreiheit in einer Diktatur?

Weil wir wenig Raum aber viel Zeit hatten, weil wir nicht überschwemmt und abgelenkt waren von äußeren Anreizen, haben die Nach-

¹ Anna Margarethe Krätschell war von 1973 bis 2006 in einer evangelischen Beratungsstelle als Ehe-, Lebens- und Familienberaterin tätig. Mit ihrer Supervisorenausbildung 1985 erweiterte sich ihr Aufgabenfeld. Als Mentorin, Supervisorin und Lehrsupervisorin war und ist sie in unterschiedliche Ausbildungsgänge eingebunden. In ihrer Supervisionspraxis wirkt sie vor allem in psychotherapeutischen, psychosozialen, pädagogischen und theologischen Kontexten.

² Christa Wolf: Kindheitsmuster, Berlin 1976, 9.

denklichen in der DDR die frei gebliebenen geistigen Kräfte genutzt und sich gefragt, was müsste in unserem Land gerechter, ehrlicher, freier werden. Künstler*innen, Schriftsteller*innen, Wissenschaftler*innen, Verantwortliche in den Kirchen, Mutbürger aus allen Schichten legten über Jahrzehnte mit ihrer Wachheit, ihrem Mut und ihrer Ungeduld die Grundlage dafür, dass das Wunder des Mauerfalls geschehen konnte.

Das Verbotene trug den Zukunftsimpuls in sich!

Das kalte Schweigen hatte aufgehört! Was für ein kreatives Volk lebte – lange verborgen – in der DDR. Ein gewachsenes Selbstbewusstsein setzte den Prozess der Selbstermächtigung in Gang. Wie ein Naturereignis ergriff die Menschen die Sehnsucht, frei zu sein.

Freiheit! Aber frei sein wovon?

Von wo aus schauten wir auf die Freiheit?

Die DDR „bot“ sichere Grenzen nach außen und verordnete strikte Grenzen nach innen für das Denken. Sie bot Arbeit für Frauen und Männer, Kinderbetreuung, ein gutes Gesundheitswesen, billige Mieten, billige Nahrungsmittel. Also für die Grundbedürfnisse der Menschen war gesorgt. Das Leben war geordnet – und das beruhigte. Die unschuldige Annahme war, dass dies auch im neuen Deutschland so bleiben würde und dazu kämen dann noch Reisefreiheit, Pressefreiheit und Wohlstand. Und außerdem müsste man keine Angst mehr vor der Stasi haben.

Wenn es so etwas wie eine „DDR-Angst“ gab, so lässt sie sich für die Mehrheit der Bürger mit der Angst eines Kleinkindes vergleichen, das lieber seine Autonomiebestrebungen opfert, als sich den Ärger mit den Eltern einzuhandeln, von denen es existentiell abhängig ist. *Anpassung sei ein Menschenrecht*, betonte der ehemalige Bundestagspräsident Wolfgang Thierse in einem Gespräch.

Wirklich Angst mussten die haben, die zu erkennen gaben, dass sie dem Frieden nicht trauten, dass sie die Mechanismen der Unterwerfung durchschauten. Das Streben nach Autonomie ist das Streben nach Selbstwirksamkeit und Unabhängigkeit, d.h. nach Freiheit. Die Geschichte beweist, dass keine Diktatur diese Lebenskraft zum Schweigen bringen kann. Entwicklung ist nun mal das Gesetz des Lebens. Was hatten wir eigentlich in der Zeit des Aufbruchs für Visionen von dieser ersehnten Freiheit? Es

gab viele Ideen! Z.B. ein dritter Weg! Ein neutrales Deutschland! Eine neue gesamtdeutsche Verfassung! Eine neue gesamtdeutsche Hymne. Oder ein Deutschland ohne Waffenexporte!

Doch, unsere erträumte Freiheit war schon definiert, ehe wir sie selbst definieren konnten. Zeit für Visionen gab es nicht, weil das historische Fenster für die Wiedervereinigung nur für kurze Zeit offen zu stehen schien. Darum der schnelle Beitritt mit Zustimmung der damaligen DDR-Regierung. Historisch mag das der richtige Weg gewesen sein, aber für viele Ostdeutsche kam es einer feindlichen Übernahme gleich. Die Aussicht, Teil der BRD zu werden, war am Anfang ja nicht schlecht. Wir hatten verführerische Bilder in uns. Die Freiheit lag direkt vor der Tür. Und der große Bruder würde dem kleinen Bruder diese Tür öffnen.

Mit diesem Wunschdenken haben wir uns schon unserer jungen Vergangenheit gegenüber – unserer Beteiligung am Wunder der friedlichen Revolution – „fremd gestellt“ und uns von der Erfahrung der Selbstwirksamkeit abgetrennt, haben unsere Größe selbst verraten.

Wir hätten es wissen können, dass das Gesetz der westlichen Marktwirtschaft unantastbar ist, wie ein Souverän, der sich nicht zu rechtfertigen braucht. Dieses Gesetz würde bestimmen, zu welchem Preis und unter welchen Bedingungen der Beitritt und die Freiheit zu haben sind. Die Freiheit von den Einengungen war ein gutes Ziel. Aber wenn dieses Ziel erreicht ist, verschwindet schnell der Impuls, die Zukunft zu gestalten. *Erst kommt das Fressen, dann die Moral* (Bertolt Brecht).³ Und wie lange frisst man mit, ehe man begreift, dass die Grundmelodie des westlichen ökonomischen Systems fressen und gefressen werden ist. Trotz Presse- und Meinungsfreiheit.

Der Zukunftsimpuls erlosch auch deswegen, weil es jeden Tag größte Anstrengung kostete, das neue System zu erfassen und es ins eigene Leben zu integrieren. Was die Ostdeutschen in dieser Zeit geleistet und gelernt haben, kann nicht genug gewürdigt werden. Die Erfahrungen von Jahrzehnten wurden unbrauchbar und die Atemlosigkeit dieser gewaltigen Transformation ließ keine Zeit für Trauer, Rückblick auf sich selbst und Abschied. Als hätten die vergangenen Jahrzehnte nicht ihren Reichtum und ihre Würde gehabt, auch in einer Diktatur und vielleicht gerade deswegen. Um im neuen System zu überleben, mussten wir uns auch unserer alten DDR-Vergangenheit gegenüber „fremd stellen“.

³ Bertolt Brecht: Dreigroschenoper, Theaterstück mit Musik, Uraufführung 31. August 1928, Berlin.

Was blieb da noch von uns übrig? Was trug, was hatte Geltung?

Mich ärgert die Rede von superklugen Westdeutschen, die im Hinblick auf DDR-Biographien meinen, *im falschen Leben könne es kein richtiges Leben geben* (Theodor W. Adorno).⁴ Wer wagt es zu beurteilen, ob bei den Lebenserfahrungen eines Menschen irgendetwas richtig oder falsch ist. Was soll es überhaupt für Kriterien geben? Es gibt nur Leben mit all seinen Facetten und unsere Antworten darauf! Ob in Ost oder West!

Das Gewaltpotential in unserer alten Vergangenheit war offenbar und sichtbar, das in der jungen Vergangenheit eher unsichtbar. Die scheinbar überpersönliche Gewalt und Gnadenlosigkeit der modernen Steigerungsgesellschaft hinterlässt tiefe Wunden in der Natur und bei den Menschen. Wo ist da das richtige Leben? Wenn für unsere Luxusgüter Menschen der armen Länder mit ihrer Gesundheit und Kinder mit ihrem Leben bezahlen? Wer wagt es, da noch von einem richtigen Leben zu sprechen?

In der psychotherapeutischen Beratung in einer evangelischen Beratungsstelle in Berlin (meine Erfahrungen und Beschreibungen speisen sich aus diesem Binnenraum) begegneten uns naturgemäß die vielen verzweifelten Menschen: Arbeitslosigkeit (zwei Millionen Menschen wurden in den ersten zwei Jahren nach der friedlichen Revolution arbeitslos), massive Benachteiligung der Frauen, Entwertung der eigenen Lebensleistung, die Erfahrung von Armut und sozialem Ausgeschlossensein und Missachtung. Eine Frau sagte voller Verbitterung: Ich muss mir nichts vorwerfen, ich bin wenigstens nicht auf die Straße gegangen.

Hier kann das Schicksal von Nora Schneider⁵ zur Sprache kommen.

Es ist das Jahr 1992 im März. Frau Schneider hat um einen Termin gebeten. Ich kannte Frau Schneider schon. Zusammen mit ihrem Mann war sie etliche Jahre zuvor zur Paartherapie gekommen. Ich erkannte sie kaum wieder. Wo war die taffe und robuste Ärztin von damals geblieben? Abgemagert, grau, blasse Augen und matt saß sie gebeugt im Stuhl. Mit leiser Stimme erzählte sie:

Ich komme direkt aus der Psychiatrie, wo ich für drei Wochen lag, nachdem ich einen Selbstmordversuch gemacht habe. Ich kann meinen Beruf nicht mehr ausüben. Das ist mir klar geworden, als unsere Poliklinik aufgelöst wurde und wir eine Weiterbildung zur Errichtung einer eigenen Praxis bekamen. Man braucht zuerst viel Geld.

⁴ Theodor W. Adorno: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“; Zitat in: Minima Moralia. Reflexionen aus einem beschädigten Leben, Frankfurt am Main 1951.

⁵ Name geändert.

Woher soll ich das Geld nehmen? Mit unseren drei Söhnen konnten wir doch nichts ansparen! Und einen Kredit aufnehmen möchten wir nicht. Wir haben noch nie Schulden gehabt. Und dann die ganze Bürokratie! Ein einziger Dschungel und Albtraum! Aber das Schlimmste, wirklich das Schlimmste ist, dass meine christliche Überzeugung der Nächstenliebe, dem Menschen zu dienen, ihm zu helfen, ihn zu heilen ad absurdum geführt wird. Ich soll mit der Krankheit der Menschen Gewinn machen, wenn ich weiter gut leben will. Das ist pervers und seelenlos! Diese Erkenntnis entsetzt mich, und ich habe keinen Boden mehr unter den Füßen. Es ist vorbei. Ich kann an den sogenannten neuen Werten nur noch scheitern.

Irgendwann frage ich: Sie wollten sterben. Und nun leben sie. Wie geht es ihnen damit?

Ja, das ist ein doppeltes Unglück.

Als mein Mann und die Kinder am Morgen das Haus verlassen hatten, nahm ich die todsichere Dosis ein. Ich bin schließlich Ärztin. Aber genau an diesem Vormittag erhielt mein Mann seine Kündigung und kam früh nach Hause. Dann hat er die Feuerwehr gerufen... Die Kinder und mein Mann sind froh, dass ich lebe, aber ich lebe nicht. Alles um mich herum ist schwarz. Die großen Söhne mit ihrer Pubertät überfordern mich und mein Mann ist längst nicht mehr an meiner Seite. Er leidet sehr an der Arbeitslosigkeit und schämt sich dafür. Er will mit niemandem reden. Ich sehe keinen Sinn mehr.

Was ist mit Frau Schneider geschehen?

Frau Schneider hatte sich in das begrenzte und „behütete“ Leben in der DDR gut eingerichtet. Beruf und Familie zu vereinbaren, war kein Problem. Sie hatte zudem ihren Beruf als Erfüllung ihrer Lebensaufgabe erlebt: Nächstenliebe zu leben. Ihre Teilnahme an den Demos war verbunden mit der Hoffnung auf Veränderungen hinsichtlich der Reise- und Pressefreiheit, nicht aber mit der Auflösung der DDR.

Was sie nun erlebte, war eine Erosion unvorstellbaren Ausmaßes. Das Gefühl existentieller Bedrohung und auch die Zerstörung ihres ideellen Anspruchs an das Leben löschten ihren Lebenswillen aus.

Die „handhabbare“ DDR-Angst wich einer archaischen Urangst, in der kein Raum für Vertrauen in die Welt und die eigenen Kräfte zu finden war. Ich glaube, dass viele Menschen, die damals etwa 50 Jahre alt waren, die Erschütterung teilen, dass das Leben nicht mehr trägt und eine fremde, andonyme Macht das eigene Leben bestimmt und zerstören kann. Bei allem, was verloren ging, ging auch etwas schwer zu Beschreibendes verlo-

ren. Ich meine damit die oft unbewussten Resonanzräume mit vertrauten Menschen, die Zugehörigkeit und Sicherheit vermittelten. Zuerst in den Familien, wenn Arbeitslosigkeit, Pendlerdasein, wegstrebende Kinder und Geldnot das alte Leben aufbrachen. Im Freundeskreis spielte plötzlich Misstrauen hinein: Warst du bei der Stasi? Oder der Erfolg des einen löste Neid beim anderen aus. Man gehörte nicht mehr zusammen. Sogar der stramme Genosse war Jungkapitalist geworden.

Aber auch im öffentlichen Raum gab es Resonanzräume. Das sogenannte Kollektiv war trotz mancher Zwänge ein Raum der Gemeinschaft. Wenn Otto nicht zur Arbeit kam, besuchte ihn jemand, um zu schauen, ob er wieder besoffen im Bett lag. Auch in den Läden, wo man sich kannte, entstanden über ein Lächeln, Augenzwinkern, ironischen Bemerkungen und das Nennen von Stichworten aus Liedern von Wolfgang Biermann eindeutige Verstehensbrücken.

Mir persönlich ging ein Resonanzraum beim ersten Zusammentreffen mit den Kolleg*innen einer Westberliner Beratungsstelle verloren: Wir wollten die Kolleg*innen mit Handschlag begrüßen, da bemerkte eine von ihnen: „Aus was für einer regressiven und infantilen Welt kommt ihr denn! Ihr müsst euch wohl immer noch anfassen!“ Wir wurden verurteilt oder angesehen wie eine exotische Tierart. Das war ein bewusster Moment des Nicht-mehr-zu-Hause-Seins.

Es lebte in der DDR eine Bezogenheit, ein Miteinander auf unbewusster Ebene, welches das Leben wärmer und die Diktatur lebbarer machte. Gelingendes Leben ist auf solche Resonanz angewiesen, aber sie lässt sich nicht einfach herstellen. Vielleicht gehört sie mit innerer Notwendigkeit zu einer Diktatur dazu. Aber weniger zur freien Marktwirtschaft!

Doch wir mussten erleben, wie die Resonanz zugrunde geht, wenn Konkurrenz, Egoismus, Geld und Karrieredenken das Miteinander bestimmen. Das gewachsene Vertrauen in die Selbstwirksamkeit, in die Möglichkeit der Selbstbestimmung, wurde mit seinen zarten Wurzeln ausgerissen. Viele erlebten sich als Opfer. Erlebten die Welt feindlich und brutal. Da ist der Weg zum Selbstmord nicht mehr weit.

Die vergangenen 30 Jahre haben gezeigt, dass bei den Menschen, deren Leben damals zusammenbrach – äußerlich und innerlich – die schmerzlichen Emotionen nicht einfach verschwinden, sondern sich wie ein „Wackerstein“ in der Seele ablagern und immer wieder Schmerzen hervorrufen und an die Vergangenheit binden. Bis heute.

Was kann helfen?

Zuerst müsste das Erlittene im öffentlichen Diskurs anerkannt und mit Mitgefühl angehört werden, es müssten die Fehler bei der Wiedervereinigung zugegeben werden, statt die Verzweifelten zum Jammerossi zu generieren. Die Arbeit, die der einzelne Mensch nach so einer Erfahrung zu leisten hat, ist enorm schwer. Das Problem ist, dass das häufige Erinnern an das Unglück zu einer Identifizierung mit dem Elend führt und diese Identifikation mit der Zeit Suchtcharakter bekommt, weil sie auf merkwürdige Weise vitalisiert und befriedigt und zum Vertrauten wird. Das aber verhindert, dass der verzweifelte Mensch Distanz zum Vergangenen herstellen und seine Energie für die Zukunft einsetzen kann.

Ganz anders und auch katastrophal war für systemtreue Menschen der Zusammenbruch der DDR. Thorsten Neuner⁶ kam 1992 in die Beratungsstelle. Kennen Sie mich noch? Ich kannte ihn nicht.

Das kann ich mir vorstellen, Sie haben mich zweimal weggeschickt, weil Sie angeblich nicht verstanden, was ich wollte. Ich hatte den Auftrag, Sie zu bitten, mir bei einer Ausreise in den Westen behilflich zu sein. Wir brauchten Material, das wir gegen die evangelischen Beratungsstellen verwenden konnten ...

Mir gegenüber saß also ein Mitarbeiter des MfS. Bevor er 18 Jahre alt wurde, hat ein Führungsoffizier ihn im Kinderheim aufgesucht und angeworben und für die gute Sache echt begeistert. Studium nach Wunsch, klar, dass er über feindlich Gesinnte berichten würde, der Zweck heiligt die Mittel, an Geld soll's nicht mangeln, Gefühle sind Schwäche und überall wo ein Genosse ist, ist die Partei und der ist man verpflichtet. So hat er etliche Jahre seiner Partei gedient.

Nun aber war sein größter Schmerz, dass sein Führungsoffizier zu ihm in den Jahren eine homosexuelle Beziehung aufgenommen hatte und er ihn nicht mehr erreichen konnte: Ich habe ihn doch von Herzen geliebt und jetzt ist er verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Er hat unsere Sache verraten und mich auch.

Als ich ihn fragte, warum er zu mir gekommen sei, meinte er leise: *Ich wollte mich entschuldigen. Ich habe so vielen Menschen Fallen gestellt, wie soll ich damit klarkommen?* Ich weiß nicht, was aus dem Mann geworden ist, aber sein Schicksal geht mir immer noch nach. Da war kein Stein auf dem anderen geblieben.

⁶ Name geändert.

Wo sind wir angekommen?

Gesellschaftliche Transformationen bringen Orientierungslosigkeit, Ohnmachtsgefühle, Ängste und Ungerechtigkeiten mit sich. Das ist einfach so. Überall! Aber wenn die, in die neue Gesamtheit zu integrierende Minderheit, den arroganten und doppelbödigen Methoden der „Sieger“ und deren Sprachgebrauch von den „Eingeborenen, die erst einmal von den Bäumen herunterkommen sollten“, „denen sie immerhin ihre Buschzulage verdanken“, ausgeliefert ist, so wird die Wunde der Erniedrigung an die nächste Generation weitergegeben.

Da ist eine verwirklichte Vereinigung nicht in Sicht.

Die Stimmung in den ostdeutschen Ländern verändert sich seit etwa drei Jahren zu mehr Selbstbewusstsein und Widerständigkeit hin. Es ist, als kämen die erlebten Demütigungen, Verletzungen und die verdrängte Trauer mehr und mehr zu Bewusstsein und die Empörung darüber gewinnt Raum. Die Undeutlichkeit des jahrelangen Unbehagens im vereinten Deutschland bekommt endlich Sprache und Gestalt im öffentlichen Diskurs. Wir holen uns erst einmal die Schätze unserer alten Vergangenheit zurück und müssen achtgeben, das System nicht rosa zu übermalen. Es war ein menschenverachtendes System.

Es sind die damals Jungen, die am ehesten von sich sagen, angekommen zu sein. Aber viele von ihnen leben jetzt in den alten Bundesländern.

Zurückgeblieben sind die, die damals ungefähr 50 Jahre alt waren. Für den Markt eben zu alt! Es gibt nach den 30 Jahren eine fruchtbare Unruhe bei den fühlenden und denkenden Menschen in Ost und West, die sich aus der Sorge und der Verantwortung für die Zukunft speist. Angesichts der Corona-Pandemie und den zu erwartenden Folgen des Klimawandels kann ich mir vorstellen, dass das deutsch-deutsche Unbehagen schnell seine aktuelle Bedeutung verliert und wir uns den brennenden Weltproblemen gemeinsam zuwenden.

Zurückgreifen können wir alle auf Ressourcen, die nicht weniger werden, wenn wir von ihnen nehmen. Zum Beispiel: Wertschätzung, Demut, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Freundlichkeit und Mitgefühl. Dies alles vermehrt sich bei regelmäßigem Gebrauch.

Aber die Zeit drängt. Und wer das Wunder der friedlichen Revolution erlebt hat, weiß, dass das Wunder einer wirklichen Vereinigung möglich ist.